

deutlich, wie sehr dieses Klima einer fairen Streitkultur sein Anliegen ist und immer wieder durch ihn ermöglicht wird. Ihm ist wichtig, alle Positionen, auch und gerade die, die ihm selber eher fern liegen, zu hören und ihnen Raum zu geben. Dabei geht es ihm um Vermittlung und Annäherung verschiedener Anliegen, Standpunkte und Optionen: eine Haltung, die nicht allein aus dem Charakter eines zugewandten, an anderen und ihrer Sicht der Dinge interessierten, warmherzigen Menschen zu verstehen ist, sondern nur aus seinem »Schlüsselereignis«, dem Schlüsselereignis einer ganzen Generation von Theologinnen und Theologen seines Alters, dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Das Konzil mit seinen Erneuerungsimpulsen markiert für Helmut Erharter nicht nur programmatisch eine Zäsur; es ist zugleich die Initialzündung für eine andere Kultur der Beziehungen und des Umgangs unter Christinnen und Christen in ihrer katholischen Kirche gewesen. Meinungs- und Interessenvielfalt, offener und fairer Streit um Positionen, die begründet verschieden sein können, gerechter Ausgleich zwischen Frauen und Männern, zwischen den Generationen, zwischen Menschen verschiedener Kulturen, Nationalitäten und Religionen gehört elementar dazu. Diese Kultur der fairen Auseinandersetzung und eines innerkirchlichen Pluralismus, die wesentlich zum Katholizismus gehören, ist, angesichts ihrer steten Bedrohung und ihrer Bestreitungen in der Kirche selbst, auf Christen angewiesen, die in ihrer Person dieses Programm verkörpern und es im Alltag, nicht nur in der Redaktionsarbeit, ganz selbstverständlich praktizieren. Ich bin froh, dass DIAKONIA ein solcher Raum ist; ich bin froh, Helmut Erharter an der Seite zu haben.

¹ Hermann Steinkamp, Selbst »wenn die Betreuten sich ändern«. Das Parochialprinzip als Hindernis für Gemeindebildung, in: *Diakonia* 19 (1988) 78–89, hier 83.

² Vgl. Martina Blasberg-Kuhnke, Parochie als Ortsgemeinde – noch keine Garantie für Gemeinde, in: *Diakonia* 20 (1989) 186–188.

Elisabeth Dieterle

Der »Chef-Kollege«

● Im Jahr 1965 kam ich als Sekretärin zu Helmut Erharter in das Österreichische Pastoralinstitut (damals Österreichisches Seelsorgeinstitut) und hatte auch »seine« Zeitschrift sekretariell zu betreuen.

Ich hatte damals keine Ahnung von der Arbeit in einer kirchlichen Zentralstelle und musste mir so gut wie jeden Schritt erklären lassen. Für die Zeitschrift wie für das Institut gab es eine rege Korrespondenz. Mit einer wahren Engelsgeduld beantwortete Helmut meine immer wieder gestellte Frage, wo ich denn die Adresse für den Brief finden könnte, mit dem Hinweis, doch im Personalschematismus nachzuschauen. Schließlich war ich dann doch einmal so weit, dass ich erst nach einer erfolglosen Suche im Schematismus seine Hilfe erbat.

Helmuts Liebenswürdigkeit, Toleranz und Geduld erscheinen mir – neben seinem enormen Arbeitseifer und seiner zähen Ausdauer – als seine besonders hervorstechenden Eigenschaften. Nach einiger Zeit wurde für das Sekretariat ein zweiter Dienstposten bewilligt, den im Laufe der Jahre verschiedene Kolleginnen nacheinander einnahmen. Selbstverständlich passierten uns im Sekretariat manchmal Fehler oder andere Unzulänglichkeiten. Helmut blieb immer ge-

» Er legte großen Wert auf unsere Meinung «

duldig und verständnisvoll, auch wenn die Korrektur eines Fehlers Zeit und Kosten verursachte. Sein Einsatz für die Sache war auch für uns immer wieder Ansporn und Motivation, uns einzusetzen, unser Bestes zu geben und zu versuchen, mit seinem Arbeitspensum Schritt zu hal-

ten. Die Arbeit ist uns nie ausgegangen, sie war, dank seines Ideenreichtums und seiner Initiative, immer spannend und interessant.

Ein von vielen immer wieder bestauntes Kuriosum lag in der praktischen Durchführung unserer Zusammenarbeit: Wir schrieben die Briefe und anderen Texte aus Helmut's Stenogramm in die Maschine. Das ersparte der Sekretärin die Zeit des Diktat-Aufnehmens und war allen Beteiligten angenehmer als die Benützung eines Diktiergerätes. Nach einem anfänglichen kleinen Schock, das Stenogramm einer anderen Person lesen zu müssen, konnten sich auch alle meine Kolleginnen sehr rasch und gut in diese Methode einarbeiten.

Dritten gegenüber bezeichnete uns Helmut meist als seine Mitarbeiterinnen. Damit brachte er sehr gut die Art seines Umgangs mit seinen Sekretärinnen zum Ausdruck. Er legte großen Wert auf unsere Meinung. Immer wieder erbat er »eine kritische Lektüre« seiner Artikel für die Zeitschrift oder seiner Texte für das Pastoralinstitut bzw. die Pastoralcommission und nahm viele Änderungsvorschläge auf. Viele Arbeitsvorgänge wurden gemeinsam besprochen, und ein großer Teil der Arbeit konnte im Sekretariat eigenverantwortlich eingeteilt und erledigt werden. Der Leiter einer anderen kirchlichen Stelle brachte diesen Umgangsstil von Helmut, den offenbar auch andere spürten, sehr treffend zum Ausdruck, als er mich einmal am Telefon fragte: »Kann ich Ihren ›Chef-Kollegen‹ sprechen?«

Nach Helmut's und meiner Pensionierung vom Pastoralinstitut durfte ich die Zusammenarbeit mit Helmut an der DIAKONIA noch einige Jahre fortsetzen.

Im Laufe der vielen Jahre erlebten wir Schönes und Schweres, Erfolge und Rückschläge. Es war ein gemeinsames Freuen und Sorgen. Das alles hat uns zusammengeschweißt, und es hat auch zu einer Freundschaft mit Helmut und seiner Frau

Inge geführt, für die ich hier ganz herzlich danken möchte. Danken möchte ich Helmut – auch im Namen unserer letzten beiden Kolleginnen, Maria Hadrigan und Irmgard Probst – dafür, dass ich / dass wir mit ihm zusammenarbeiten durften im Dienst an der Kirche, dem Volk Gottes, und – das war unsere Intention – zur Ehre Gottes.

Bernhard Honsel *Wächter, wie spät ist es in der Nacht?*

● Von 1976 bis 1994 war ich Mitglied der Redaktion der DIAKONIA. Die 17 Jahre Teilnahme an der Redaktionskonferenz und die sich daraus ergebenden Fragen und Aufgaben haben mein theologisches Denken und meine Pastoral in der Gemeinde St. Ludwig in Ibbenbüren, deren Pfarrer ich 23 Jahre war, stark beeinflusst – und: Ich habe gute Freunde gewonnen.

Was ich am deutlichsten erinnere, ist die Atmosphäre der Zusammenkünfte und die Gesprächskultur, die Atmosphäre der Toleranz, der Offenheit und der neugierigen Suche. Wir trafen uns zweimal jährlich für drei Tage in je einem anderen Bistum Österreichs, der Schweiz oder Deutschlands. Ein Tag war in der Regel reserviert für theologische Reflexion und die Suche nach dem, was in der Luft lag.

»Wächter, wie spät ist es in der Nacht?« Wo zeigen sich Perspektiven für eine zeitgemäße Pastoral? – Zu diesen Gesprächen wurden SeelsorgerInnen, Theologen und manchmal auch der Bischof des betreffenden Ortes eingeladen, um den Kontakt zur konkreten Praxis zu behalten.

Die Mitglieder der Konferenz waren sehr verschieden geprägte Persönlichkeiten. Bei aller Übereinstimmung in der Treue zum Evangelium und